

TINKUNAKUY -VIVIR EL ENCUENTRO



Sommerausgabe 2018

Der Rundbrief des Freundeskreises Tinkunakuy Rottenburg – Stuttgart
und Santiago del Estero



Stiftung
Katholische
Freie Schule
der Diözese
Rottenburg-Stuttgart

No pienses tanto

– deja que la vida te sorprenda

TINKUNAKUY -VIVIR EL ENCUENTRO

EDITORIAL

**Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freundinnen und Freunde des Austausches zwischen Santiago del Estero und Rottenburg
Stuttgart,**

dies ist nicht nur die bereits 22. Ausgabe des Rundbriefs „Tinkunakuy – vivir el Encuentro“, sondern auch die erste Ausgabe, die nicht mehr in den Händen von Marc liegt, der diesen Rundbrief ins Leben gerufen und vor allem auch jahrelang am Leben erhalten hat. Aus zeitlichen Gründen ist es ihm nun nicht mehr möglich, den Rundbrief weiterzuführen. Da wir, das aktuelle Koordinationsteam des Praktikums, Eva Schneck, Laura Miehle und ich, Hannah Frick, diese regelmäßigen Berichte und Erzählungen aber zu wertvoll finden, als das sie aufhören sollten, haben wir gemeinsam beschlossen, den Rundbrief weiterzuführen. In etwas gekürzter Form und auch „nur“ zweimal im Jahr, aber so bieten wir dennoch allen von uns weiterhin die Möglichkeit sich auszutauschen, von Erlebnissen zu berichten, Neuigkeiten aus dem Casa Loca zu hören oder einfach gemeinsam in Erinnerungen zu schwelgen. Dies bedeutet gleichzeitig, dass wir nach wie vor auf Ihr und Euer Engagement angewiesen sind, denn ohne fleißige Schreiber und Fotografen fehlt dem Rundbrief jegliche Substanz. Also freuen wir uns über jeden, der sich in Zukunft meldet – und sei es auch bloß ein Zitat oder Gedicht, welches mit allen geteilt werden soll: wir sind dankbar über jede Mithilfe, damit sich alle weiterhin an der Email erfreuen können, die den neuen Rundbrief ankündigt.

In dieser Ausgabe haben uns die aktuellen Praktikanten noch letzte Berichte aus dem Casa Loca zukommen lassen, bevor sie sich auf die Heimreise machen. Außerdem stellen sich, wie jedes Jahr, die „Neuen“ vor, damit wir alle wissen wen wir das nächste Jahr um die Zeit in Santiago beneiden dürfen. Wir als Koordinationsteam haben außerdem noch einen Aufruf an Sie. Ein Bericht über die Interkulturellen Tage in Obermarchtal und Neuigkeiten aus Brasilien haben uns ebenfalls erreicht. Last but not Least hat Marc es sich nicht nehmen lassen, uns als Abschied eine wunderschöne Geschichte über die Saga um die „Telesita“ zu hinterlassen.

Nun wünsche ich allen viel Spaß bei der Lektüre und bin dankbar für jedes Feedback!

Un abrazo bien fuerte,

Hannah

IN DIESER AUSGABE

Allgemeines

- ❖ Editorial (S.1)
- ❖ Inhalt (S.2)

Aktuelles

- ❖ Abschiedsgrüße (S.3)
- ❖ Gastfamilien gesucht (S.4)
- ❖ Die „Neuen“ (S.5)
- ❖ Gepflegte Neugierde: Neues aus dem Casa Loca
 - Die letzten Tage (S.9)
 - Das Wort „Tranquilo“(S.10)

Kultur

- ❖ Interkulturelle Tage in Obermarchtal (S.12)

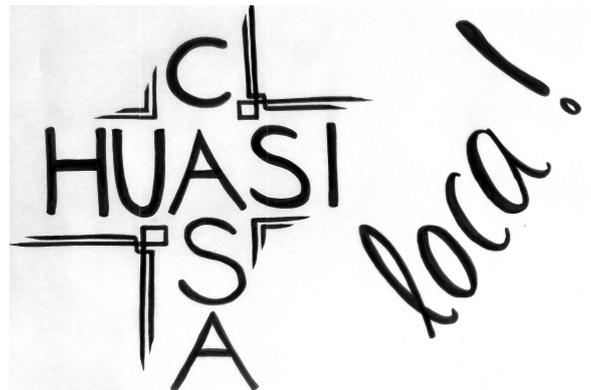
Eine Legende

- ❖ Die unbekante Tänzerin (S. 13)

Das letzte Wort

- ❖ Telesfora (S. 24)

Impressum



(ABSCHIEDS)GRÜßE AUS BRASILIEN

Liebe Mitglieder des Tinkunakuy-Freundeskreises,

wie die meisten von Ihnen vermutlich bereits mitbekommen haben, werde ich mich dieses Jahr nicht zu einer Wiederwahl als Vorsitzende des Freundeskreises zur Verfügung stellen. Ich bin seit wenigen Wochen in Florianópolis im Süden Brasiliens (also nur zwei Nächte Busfahrt von Santiago entfernt), wo ich mein Auslandssemester mache und für meine Masterarbeit recherchiere. Da ich nicht nur sehr weit weg von den meisten von Ihnen bin und sich mein Studium dem Ende zuneigt, sondern auch, weil „Demokratie vom Wandel lebt“, hoffe ich, dass sich nun ein/e Nachfolger/in mit frischer Santiago-Energie für den Vorsitz findet. Die Wahl wird bei der nächsten Vollversammlung im Oktober oder November stattfinden.

Bereits jetzt möchte ich mich bei Ihnen allen für die wunderschönen gemeinsamen Momente und die lehrreiche, spannende und interessante Zeit bedanken! Mein besonderer Dank gilt natürlich all denen, die mich bei der Erfüllung meiner Aufgaben als Vorsitzenden tatkräftig unterstützt haben und die stets ein offenes Ohr für meine Fragen hatten.

Herzliche Grüße

Marie Peschke



GASTFAMILIEN GESUCHT

Liebe Mitglieder des Tinkunakuy-Freundeskreises,

seit einer Weile bemühen wir uns das sogenannte „Reverse-Programm“, also die Möglichkeit für ArgentinierInnen zu uns nach Deutschland und in unsere Diözese Rottenburg-Stuttgart zu kommen, aufs Neue zu organisieren. Gemeinsam mit dem Rahmenprogramm des BDKJ möchten wir ab kommendem Schuljahr zwei „Reverse-Stellen“ innerhalb der Stiftung anbieten.

Momentan sind wir deshalb dabei, die organisatorischen Eckdaten zu klären und stehen dabei in engem Kontakt mit unserer Partnerdiözese Santiago del Estero.

Nichtsdestotrotz sind wir auch auf Ihre und Eure Hilfe angewiesen! Wir suchen Gastfamilien, die sich vorstellen können, einen der Praktikanten für mindestens 3 Monate bei sich aufzunehmen.

Nur mit dem Engagement und der Hilfe von allen kann weiterhin ein Austausch auf Augenhöhe und vor allem in beide Richtungen, zwischen Santiago del Estero und Rottenburg-Stuttgart stattfinden.

Für all Ihre Fragen stehen wir natürlich jederzeit zur Verfügung!

santiago@stiftungsschulamt.drs.de



„DIE NEUEN“

¡Hola y buenos días! Me gustaría presentarme a ustedes:

Mein Name ist Nicole Feile, ich bin 18 Jahre alt und habe dieses Jahr mit dem Abitur an den Ellentalgymnasien in Bietigheim-Bissingen abgeschlossen. Wie eigentlich jedem Jugendlichen stellte sich auch mir die Frage: Was machen nach dem Abitur? Durch Magnus, aus der 10. Generation der Praktikanten in Santiago del Estero, den ich durch meine Jugendarbeit im evangelischen Waldheim kennengelernt habe, bin ich auf den Weltkirchlichen Friedensdienst des BDKJ aufmerksam geworden und werde nun selbst meinen Freiwilligendienst dort antreten.

In meiner Freizeit tanze ich gerne Zumba, denn diese Sportart vereint meine Liebe zu spanischen und lateinamerikanischen Liedern und Rhythmen, aber auch zu den Bewegungen, denn ich betreibe in meiner Freizeit generell gerne Sport. Außerdem liebe ich es zu backen und zu kochen. Da ich gerne mit Kindern arbeite und mich in meiner Freizeit auch schon in der Waldheim- und Kinderbibelwochenarbeit der Kirche engagiert habe, stand für mich fest, dass ich auch nach dem Abitur im sozialen Bereich pädagogische Arbeit leisten möchte. So ist der Freiwilligendienst in Santiago del Estero die perfekte Möglichkeit, um neue Perspektiven kennen zu lernen, neue nette Leute zu treffen und meinen Horizont zu erweitern. Außerdem habe ich Spanisch schon in der Schule gelernt, war von Sekunde eins von der Sprache begeistert und freue mich sehr nun meine Sprachfähigkeiten zu verbessern. Selbstverständlich freue ich mich auch sehr auf das leckere Essen dort, von dem uns bereits schon viel vorgeschwärmt wurde, die Arbeit mit den Kindern und den Einblick in die neue Kultur.

Jetzt dauert es nicht mehr lang und die Vorfreude steigt!



„DIE NEUEN“

¡Hola!

Mein Name ist Franziska Dehm, bin 19 Jahre alt und ich komme aus Ursendorf, einem kleinen Dorf im Landkreis Sigmaringen. Diesen Sommer habe ich mein Abitur am sozialwissenschaftlichen Gymnasium in Sigmaringen gemacht.

Meine Hobbies sind Singen und Gitarre und Ukulele spielen. Außerdem tanze ich in einer Tanzgruppe, zeichne, koche und nähe sehr gerne.

In meiner Freizeit engagiere ich mich auch, indem ich gelegentlich Nachhilfe gebe und einen kleinen Kinder- und Jugendchor leite, der leider während meinem Jahr pausieren muss.

Da ich mich nach dem Abitur unbedingt sozial engagieren wollte, bin ich auf den Weltkirchlichen Friedensdienst (WFD) des BDKJ gestoßen. Da ich Spanisch in der Schule gelernt habe, kam für mich nur ein Freiwilligendienst in einem spanischsprachigen Land in Frage, da ich zusätzlich meine Spanischkenntnisse anwenden und verbessern wollte. Schließlich bin ich auf das Praktikumsprogramm in Santiago del Estero gestoßen, welches mir sofort gefallen hat. Die vielen Erzählungen und Berichte von Rückkehrern über Santiago haben mich sehr neugierig gemacht. Ich freue mich sehr auf die Kultur, das Essen und das Zusammenleben vor Ort.

Ich bin gespannt auf die Eindrücke, die uns vier erwarten werden und freue mich auf dieses Abenteuer, das am 20. August beginnen wird.



„DIE NEUEN“

¡Buenos días!

Mein Name ist Simon Hofbauer, ich bin 18 Jahre alt, komme aus dem wunderschönen Ravensburg und habe gerade mein Abitur gemacht. In meiner Freizeit spiele ich gerne Tischtennis, Gitarre und Ukulele. Ich freue mich sehr darauf ein Jahr aus meinem gewohnten Umfeld auszubrechen, um in eine neue Kultur einzutauchen und mit den Menschen vor Ort mitzuleben. Weiter bin ich sehr gespannt darauf mit den Kindern zu arbeiten und hoffe die Sprachbarriere schnell abbauen zu können.



„DIE NEUEN“

¡Hola!

mein Name ist Jonathan und ich bin einer der vier neuen Praktikanten, für die es in zwei Wochen endlich losgeht!

Schon seit längerer Zeit mache ich mir intensiv Gedanken, wie es nach meiner Schulzeit im Sommer 2018 weitergehen wird. Neben der Möglichkeit, direkt mit einer Ausbildung oder einem Studium weiter zu machen, spricht mich ein Freiwilligendienst im Ausland sehr an. In den Wochen vor meiner Beerbung für Santiago del Estero habe ich mich ausführlich im Internet über verschiedene Austauschorganisationen erkundigt. In der Samstagsausgabe unserer Tageszeitung (Tagblatt vom 18.11.2017) las ich dann einen Artikel über einen Freiwilligendienst in Argentinien von der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Mein Interesse war sofort geweckt und mein Entschluss, mich kurzfristig dafür zu bewerben, stand sofort fest.



Mit meinen Eltern und meinen beiden Geschwistern lebe ich seit 13 Jahren in einem Einfamilienhaus am Rande von Rottenburg am Neckar. Als Erstgeborener musste ich schon früh lernen, mit meinen Geschwistern meine Spielzeuge, mein Essen und auch meine Eltern und viele andere Dinge zu teilen. Wir haben schon immer viel Zeit miteinander verbracht und meine Familie ist ein wichtiger Bestandteil meines Lebens. Meine Eltern haben mich geprägt und zu einem rücksichtsvollen und weltoffenen Menschen erzogen. Beide sind sie im sozialen Bereich tätig. Meine Mutter arbeitet als Fachkrankenschwester für Intensivmedizin an der BG Unfallklinik in Tübingen. Mein Vater ist als Regionaldirektor eines Sozialträgers für mehre Pflegeheime in der Region Tübingen verantwortlich. Da meine Eltern immer berufstätig waren, musste ich schon früh Verantwortung übernehmen. Zudem bekam ich durch die Tätigkeiten meiner Eltern schon früh Einblick in das soziale Arbeitsfeld. In meiner Freizeit mache ich viel Sport. Von Tennis bis zum Fitnessstudio kann ich mich für allerlei Sportarten begeistern. Ebenfalls das Klavierspielen spielt in meiner Freizeit eine große Rolle. Ich habe immer noch die Hoffnung irgendwo in Santiago ein Klavier zu finden. Wenn nicht, dann werde ich mir wohl einfach musikalische Alternativen suchen.

Ein Freiwilligendienst im Ausland macht sich gut im Lebenslauf und man kann quasi kostenlos ins Ausland! Klar, das ist definitiv so und so denken sicher auch viele. Meiner Meinung nach sollte man sich jedoch gut überlegen, welche weiteren Beweggründe dabei eine Rolle spielen und welche Ziele man persönlich mit einem Freiwilligendienst im Ausland verfolgen möchte. Nach der Schulzeit sich konkret einbringen zu können, und nicht nur in der Theorie über Armut, Krieg, Krankheit, Verfolgung und soziale Ungerechtigkeit zu sprechen, ist für mich eine der Hauptmotivationen. Grundsätzlich ist mir die soziale Gerechtigkeit aber auch die Chancengleichheit für Menschen unabhängig deren Herkunft und Nationalität sehr wichtig. Großen Teilen der deutschen Gesellschaft geht es so gut wie noch nie. Trotzdem wollen viele immer noch mehr, können nicht genug von ihrem Luxus bekommen, und sind trotzdem unzufrieden. Dabei vergessen sie, dass es auf unserer Erde viel Armut, Not und Hunger gibt. Mir ist eine solidarische Welt sehr wichtig. Unser Wohlstand und unser Frieden sind nur sicher, wenn wir uns um die ärmeren Menschen anderer Länder und Kontinente kümmern. Mit Hilfe des Freiwilligendienstes möchte auch ich einen kleinen Teil dazu beitragen, die Welt solidarischer zu machen.

Zudem möchte ich neue Perspektiven und Kulturen kennenlernen und die Zeit zum Nachdenken über die Welt und die eigene Zukunft nutzen. Schön wäre, wenn ich durch diesen Freiwilligendienst auch eine klarere Sicht auf mögliche Berufsfelder im sozialen, medizinischen oder pädagogischen Bereich erlangen würde. Die Verbesserung meiner Sprachkenntnisse, aber auch die Weiterentwicklung meiner Persönlichkeit sind für mich weitere Motivationsgründe.

GEPFLEGTE NEUGIERDE: NEUES AUS DEM CASA LOCA

Die letzten Tage (Von Lea Schlauersbach)

Ein ganz normaler Nachmittag.

Ich sitze am Tisch, umgeben von Freunden und Freunden, die bereits Familie geworden sind. Ganz gegenteilig zu den heißen Sommertagen Santiagos, hat sich der Winter mit milder Kälte über die Stadt gefaltet. Umso schöner das Gefühl, einen warmen Mate zwischen den Fingern zu halten während man den angeregten Gesprächen lauscht, die man dachte, nie führen zu können. Die anfänglichen Wochen sind nur noch eine verschwommene Erinnerung, die ich manchmal in Gedanken aufrufe. So gern spiele ich den inneren Film ab, schaue mir die Szenen vergangener Tage an und erfreue mich an dem, was ich erleben und lernen durfte.

All die Dinge, die mir am Anfang so schwer fielen, passieren jetzt wie von allein.
Smalltalk mit dem Taxifahrer oder dem Mann vom Kiosk um die Ecke? Kein Problem.
Einen Mob von Schülern für eine Stunde zu unterhalten? Nichts lieber als das.
Das Casa tipp topp putzen und danach liebevoll einen Apfelkuchen für alle backen?
Na gut...wir wollen es ja nicht übertreiben.

Obwohl natürlich nicht jeder Moment einen goldenen Scheinwerfer verdient, ist es die Mischung aus all den schönen und schweren Momenten, welche dieses Jahr in Santiago so besonders machen. Die Verzweiflung, wenn man einfach nicht das sagen kann, was man eigentlich sagen will und die daraufhin uneingeschränkte Geduld und Offenheit, die einem trotz dessen geschenkt wird.
Als ich nach den ersten Wochen gefragt wurde, meine Eindrücke von Santiago in ein paar Sätzen aufzuschreiben, schrieb ich als Abschluss folgendes: „Santiago ist eine Melodie die ich unbedingt lernen und verinnerlichen möchte.“

Ich glaube ich kann mittlerweile sagen, dass ich Santiagos Melodie mitpfeifen kann. Glücklicherweise ist es für mich eine Melodie, die kein Ende hat...
So sitze ich am Tisch, umgeben von Freunden und Freunden, die bereits Familie geworden sind, halte meinen Mate in der Hand und bin dankbar für die Musik, die Santiago mir geschenkt hat.

Qué la musica nunca pare!

GEPFLEGTE NEUGIERDE: NEUES AUS DEM CASA LOCA

La vida tranquila (Von Nissa Chirakkal)

Als ich am Flughafen in Buenos Aires Ende Februar landete und ich kurz darauf Ibeta per Whatsapp schrieb, dass es noch eine Stunde dauern würde, bis ich aus der Passkontrolle komme, antwortete sie mir: „Tranquila. No hay problema.“

Da ich kaum Spanisch verstand, öffnete ich gleich den Google Übersetzer und suchte die Übersetzung für das Wort „tranquilo“.

Jetzt, nach fünf Monaten in Santiago del Estero, erstaunt es mich, dass das Wort „tranquilo“ nicht nur ein Adjektiv ist, das mit „ruhig“ übersetzt werden kann. Das Wort beschreibt für mich persönlich so viel mehr in Santiago.

In erster Linie denke ich dabei an die Art der Menschen hier. Santiagueños sind außerordentlich gemächlich und gelassen- „muy tranquilo“ eben. Vor allem scheinen sie keinen Sinn oder keine Wichtigkeit in Zeitdruck oder Pünktlichkeit zu sehen. Das finde ich wahnsinnig sympathisch.

Zum Beispiel ist beim Einkaufen das Warten an der Schlange eine Tatsache, die scheinbar keinen stört. Das langsame Abkassieren der alten Dame am Kiosk wird noch weiter dadurch verlangsamt, dass mit dem Kunden ein Gespräch über die aktuelle Wetterlage geführt wird (Wenn über die Hitze in Santiago gesprochen wird, wird übertrieben häufig der Ausdruck „Que calor!“ verwendet, was so viel heißt wie „Was für eine Hitze!“).

Erst durch den Vergleich mit Santiago wurde mir bewusst, dass wir es in Deutschland gewohnt sind, mit der Ressource Zeit stets effizient umzugehen, sei es im Beruf oder im Alltag. So fiel mir zum Beispiel in Santiago auf, wie wichtig es den Santiagueños ist, sich in Gesprächen in Ruhe Zeit für seinen Gesprächspartner zu nehmen, selbst wenn man gerade unterwegs ist.

Hier fühle ich mich inzwischen bei keinem spontanen Gespräch mit einem Freund, den man zufällig unterwegs auf der Straße trifft, mehr unwohl, wenn man dann doch eine halbe Stunde über Belangloses plaudert, wie das Wetter – Que calor! - oder über das, was man am Tag noch vorhat.

Selbst die Antwort auf eine problematische Situation oder ein Dilemma ist oft „tranquilo“, was in diesem Zusammenhang so viel heißt wie „Komm mal runter. Es ist nichts“. Es wird kein Stress, schon erst recht kein Drama aus dem Problem gemacht. Sondern es wird gefasst und unbesorgt reagiert, im optimalen Fall wird zuerst einmal in Ruhe Mate getrunken und im Nachhinein über Lösungen geredet.

Auch verbinde ich mit dem Wort „tranquilo“ das Campo.

Der zweiwöchige Aufenthalt auf dem Campo in Brea Pozo war für mich eine außerordentlich besondere Erfahrung nach dem monatelangen Aufenthalt im hektischen und lauten Capital Santiago. Das Stadtleben unterscheidet sich stark vom Landleben in der Hinsicht, dass die Bevölkerung auf sehr großer Fläche sehr gering besiedelt ist. Viele Familien leben isoliert kilometerweit vom nächsten pueblito (Dörfchen) entfernt leben und manche Schüler nehmen täglich den einstündigen Ritt auf dem Esel auf sich, um an die nächstgelegene Schule zu gelangen.

Als Lea und ich während unseres Campoaufenthalts verschiedene Schulen mit der Rektorin Leonor Error besuchten, hielt diese eines Mittags ihr Auto mitten auf einem gefühlt kilometerlangen Pfad an. Um uns herum waren wir umgeben von trockenen, mit Kakteen übersäten Feldern. Sie ließ die Autofensterscheiben herunter und sagte: „Escuchen“ (Hört zu).

Lea und ich waren erstaunt. Man hörte nichts. Nada de nada.

Leonor kommentierte, das sei „Una experiencia de la tranquilidad pura“ (Eine Erfahrung der puren Stille).

Das waren nur ein paar Einblicke über „la vida muy tranquila en Santiago“ (Das sehr gelassene Leben in Santiago). Mein Aufenthalt in Argentinien geht schon bald zu Ende und ich bin sehr dankbar für all die Erfahrungen, die ich hier machen durfte.

Und falls es ein Problem gibt, kann ich nur empfehlen, sich erst einmal zu beruhigen –
Tranquilo, no hay problema!

Un abrazo desde Santiago,
Nissa



DER WEG IN DIE FREMDE – INTERKULTURELLE TAGE

Argentinien am Andrae-Gymnasium in Herrenberg (Von Sarah Oppler)

Wer sich fremd fühlt, fühlt sich nicht verstanden, allein, orientierungslos, fehl am Platz - und dennoch zieht es Menschen in die Fremde. Manchmal passiert es jedoch, dass aus der Fremde Heimat wird. Anna-Sophie und Clarisa Neme erzählten in der Woche vor den Sommerferien Schülerinnen und Schülern an meiner neuen Schule, dem Andrae-Gymnasium in Herrenberg, von ihrem "Weg in die Fremde". Anna-Sophie kehrte im August letzten Jahres von ihrem Praktikum in Santiago zurück. Clarisa nahm am Rücktausch Santiago-Deutschland teil und leistete 2012 ihr Praktikum in Rottenburg und Ravensburg. 2013 kehrte sie wieder nach Rottenburg zurück, um einen Bundesfreiwilligendienst am Martinihaus zu absolvieren. "Sich nicht richtig ausdrücken zu können ist unangenehm und es kommt zu vielen Missverständnissen, da fühlt man sich schnell fremd", berichtet Clari von ihrem Praktikum in Rottenburg und doch habe sie sich dort so wohl gefühlt. Darum mache sie gerade Urlaub hier in Deutschland und besuche Freunde.

Anna-Sophie empfand sie sich aufgrund ihrer Größe in Santiago anfangs als auffallend und fremd. Frauen sind dort meist viel kleiner als sie und dennoch fühlte sie sich schnell angenommen und zuhause.

Schülerinnen und Schüler der Klassen 5, 7, 8 und 10 lauschten der Berichte der beiden Praktikantinnen und erzählten selbst von ihren Erfahrungen mit Fremde und Heimat. Eine Woche wurde am Andrae-Gymnasium in verschiedenen Workshops und Unterrichtsstunden zum Thema Interkulturalität gearbeitet. Die Klassen, die ich in Kunst und Religion unterrichtete, beschäftigten sich - wie sollte es auch anders sein - mit Argentinien.

Dass ich Anna-Sophie und Clari für den Workshop gewinnen konnte, war für mich und die Schülerinnen und Schüler ein großes Glück. Es wurde mit Begeisterung von Argentinien und Santiago berichtet, geschwärmt, Mate probiert und Dulce de leche gekostet. Die 5. Klässler tanzten mit uns sogar eine Chacarera. Euch beiden, Clari und Anna-Sophie, vielen tausend Dank für das Stück Argentinien, das ihr an die Schule in Herrenberg gebracht habt!



EINE LEGENDE

DIE UNBEKANNTE TÄNZERIN

von Marc Frick

basierend auf der in Santiago del Estero populären Legende *La Telesita*.

Die Erkenntnisse über Don Quijote de la Mancha verdanke ich Cees Nootbooms unübertroffenem Spanienbuch, dem Reisebericht *Umweg nach Santiago*, erschienen im Suhrkamp Verlag. Für die Informationen über die Bedeutung der Telesita, die Versionen ihrer Legende und das Phänomen der Telesidas bin ich Mariano Suarez Burgos und seinem Essay *Las Telesidas como prácticas del Encuentro* zu tiefem Dank verpflichtet. Er ist Dozent für Philosophie an der Universidad Nacional de Santiago del Estero.

Die eindrucksvollste Lehrstunde über Realität und Fiktion verdanke ich nicht der Philosophie, in deren Zuständigkeit die große Frage *Was ist wirklich?* traditionell fällt. Ich verdanke sie der Literatur. Ich verdanke sie der Geschichte über jenen ebenso verrückten wie frei erfundenen Landadeligen, der selbst im Deutschen so schöne Sprachbilder wie den *Kampf mit den Windmühlen* zu prägen vermochte. Ich verdanke sie La Manchas berühmtestem Sohn, Don Quijote, dem fabelhaften Ritter von der traurigen Gestalt.

Wer sich auf seinen Reisen über die iberische Halbinsel in die Region La Mancha verirrt, sei es, um die vollen Küstenstraßen zu meiden oder aus aberwitzigem Entdeckergeist, der wird, so bringt es Cees Nootboom auf den Punkt, „*die größte Mühe haben, Schein und Sein auseinander zu halten.*“ In ebenjener Landschaft, in die Miguel de Cervantes seinen tragischen Helden versetzt, haben vierhundert Jahre später Phantasie und Wirklichkeit ihre Plätze getauscht. Die Erinnerungen an den Menschen Cervantes sind verblasst, kaum ein Bild ist von ihm überliefert und auch sein abenteuerliches Leben bleibt rätselhaft. Don Quijote und Sancho Pansa dagegen sind überall spür-, sicht- und erlebbar. Dank den französischen Malern Gustave Doré und Honoré Daumier haben wir eine bildliche Vorstellung von ihnen, sehen sie auf Gaul und Esel durch die weite Ebene der Meseta reiten, den Riesen und anderen Abenteuern entgegen. Und der Triumph der Phantasie über die Wirklichkeit endet hier noch nicht. Wer den beiden Helden durch La Mancha folgen möchte, beschreitet die *Ruta de Don Quijote*, besucht das Haus der angebeteten Dulcinea del Toboso und besichtigt dort tatsächlich Bett, Schrank und Gebrauchsgegenstände einer Frau, die ihr Leben als Romanfigur zwischen zwei Buchdeckeln gelebt hat. Mit jedem Jahr entschwindet die Vorstellung von Miguel de Cervantes mehr, sein Name wird zu einer Legende, vielleicht noch bekannt als Titel eines großen Literaturpreises. Gleichzeitig wandeln seine Figuren mit ungebrochener Präsenz durch die Landschaften, Städte und Erzählungen jener Region La Mancha, der sie überhaupt erst auf die touristische Landkarte verholpen haben.

Und eine weitere Lehre erteilt uns Don Quijote über die Wirklichkeit. Während in seiner Wahrnehmung die Windmühlen zu Riesen wurden, sahen die Menschen in seinem Umfeld darin einfach nur Windmühlen. Über die wahren Geschehnisse ist damit noch nichts gesagt – ob er gegen Riesen oder Windmühlen kämpfte, wissen wir nicht. Und doch wird die Wahrnehmung der Mehrheit insofern zur Realität, dass wir jenen als Verrückten überliefert bekommen, dessen Deutung keine Mehrheit findet.

Wieso geistern diese Gedanken genau jetzt durch meinen Kopf, mitten im argentinischen Norden, in Santiago del Estero, einer Provinz, die mit La Mancha nur die Sprache teilt und hier und da einige

Erinnerungen, niedergeschrieben in längst verstaubten und vergessenen Chroniken? Es muss mit den aufwühlenden Erlebnissen der vergangenen Tage zu tun haben.

Ich bin hergekommen, um in der Provinzhauptstadt, die bei Sonnenschein bereits im anbrechenden Frühling einem Glutofen gleicht, an einer Konferenz zur Bedeutung von Geschichten und Mythen für die Orientierung des Menschen in der Welt teilzunehmen. Und obwohl ich in Deutschland seit langem zu diesem Thema arbeite, haben mir die Ereignisse der letzten Tage sehr deutlich gemacht, wie viel es von den Traditionen der verschiedenen Völker darüber zu lernen und zu erfahren gibt.

...

Es ist der Abend meiner Ankunft. Kaum ist es mir gelungen, die Erschöpfung, die mir von der langen Reise noch in den Knochen steckte, mithilfe ausgiebiger Runden Matete aus Körper und Geist zu vertreiben, zieht es mich wie magisch in den Patio del Indio Froilan. Nicht nur für mich, sondern für die meisten Besucher der Stadt Santiago del Estero beherbergt dieser nahezu mystische Ort die kulturelle Essenz der Region. Hier treffen im Hinterhof des berühmten Instrumentenbauers Froilan Gonzalez Kulinarik, Kunsthandwerk und Musik aufeinander und bilden eine faszinierende, elektrisierende Mischung. Jeden Sonntag versammeln sich hier Familien und Freundeskreise. Um den Nachmittag und den Abend gemeinsam zu verbringen, um die typischen Köstlichkeiten der Region zu genießen und um die traditionellen Tänze Chacarera, Zamba, Gato und Chamame zu tanzen.

Kaum aus dem Taxi gestiegen, umfängt mich die warme Luft der Frühlingsnacht. Sie ist schwer vom Geruch nach über sorgsam ausgebreiteten, weiß-glühenden Kohlen saftig bratendem Fleisch. Für einen Moment bleibe ich am Eingang des Patios stehen und lasse alles auf mich wirken. Den Duft, den Anblick der vielen, mit Empanadas (wie die gefüllten traditionellen Teigtaschen heißen), Steaks, Wein und Bier reich bestückten Essensstände. Die zahlreichen tanzenden Menschen die unter zart belaubten Bäumen paarweise die Schritte von Zambas und Chacareras auf den trockenen Boden zaubern und diesen in kleinen Staubwolken aufwirbeln. All das ruft ein seltsames Gefühl in mir hervor, Vorfreude, kindliche Aufgeregtheit und unverhoffte Vertrautheit. Zögerlich betrete ich den Patio, der in den vielen Jahren, die meinem letzten Besuch vergangen sind, als melancholische Erinnerung nahezu immer präsent war, gewissermaßen als ort-gewordener Ausdruck der Sehnsucht nach dieser Stadt, dieser Provinz und diesen Menschen. Mit selbigem Glücksgefühl stelle ich fest, dass sich kaum etwas verändert hat. Hier ist es, als wäre ich gar nicht wirklich weg gewesen, auch wenn dieser Eindruck natürlich täuscht. Die Zeit vergeht und lässt sich nicht aufhalten – ein einfaches Gespräch mit einem zufällig vorbeikommenden Bekannten würde mir in Form der vielen zu erzählenden Neuigkeiten sofort vor Augen führen, was sich in der Zwischenzeit alles getan hat. Und doch gebe ich mich für wenige Sekunden der Illusion hin, ehe ich mich auf die Suche nach dem Tisch mache, an dem mich einige Freunde mit einer großzügigen Auswahl an Wein erwarten.

Nach einem reichhaltigen Essen wagen sich meine Begleiter auf die Tanzfläche vor der kleinen Bühne. Ich selbst, dem der ausgeschenkte Wein noch nicht ausgereicht hat, um die deutsche Steifheit auch nur annähernd abzuschütteln, bleibe alleine, zufrieden und erschöpft zurück. Bequem an den einfachen Holztisch gelehnt, mit einem Glas Malbec aus der nahen Weinstadt Cafayate in der Hand. Das Treiben beobachtend genieße ich die Gewissheit, dass trotz aller Veränderungen eines doch bleibt: das Gefühl, hier ein zweites Zuhause zu haben, in der Stadt, die einem alten Sprichwort nach keine Zügel braucht, um die Menschen an sich zu binden, sie zu faszinieren und sie mit dieser Faszination dann nie mehr so richtig loszulassen.

Ein vorbeitanzendes Paar reißt mich jäh aus der Melancholie, die mich bei der Rückkehr in den Patio Froilan regelmäßig mit voller Wucht gefangen nimmt. Dass sie meine Aufmerksamkeit erregen, macht

mir deutlich, wie sehr die Kategorien meiner Wahrnehmung noch von den sozialen Regeln in Deutschland geprägt sind. Denn außer mir scheint es niemandem sonst besonders aufzufallen, dass eine Frau Mitte zwanzig, die ganze Dynamik ihrer Jugend in ihren Bewegungen und ein breites Lächeln der Begeisterung für den gemeinsamen Tanz im Gesicht, mit einem bärtigen, behäbigen alten Mann tanzt, der ohne jeden Zweifel sein siebzigstes Lebensjahr bereits Vergangenheit nennt. Große Altersunterschiede sind bei Tänzern in den folkloristischen Treffpunkten der argentinischen Provinz nichts Ungewöhnliches, die Tänze sind hier von einer poetischen Sinnlichkeit geprägt und haben nur sehr wenig gemein mit jener physischen Erotik, die etwa den weit berühmteren Tango aus der Hauptstadt Buenos Aires ausmacht.

Nach den letzten kreisenden Schritten des Tanzes, einer melancholischen Zamba, beendet das ungleiche Paar seinen Ausflug auf die staubige Tanzfläche mit einer freundschaftlichen Umarmung und bahnt sich seinen Weg zwischen den vielen, mit Familienpicknicks, Mate-Equipments, Wein- und Biergläsern gefüllten Tischen hindurch, um sich unter einem Algarrobo-Baum ganz in meiner Nähe niederzulassen. Am Tisch werden sie von einer bunten Gruppe aller Altersklassen mit einem zur Kühlung in Styropor gepackten Glas schäumenden Quilmes-Biers begrüßt. Ich wende mich, mir meiner unverhohlenen Neugier bewusst werdend, meinem Wein zu, in dem, entgegen jeder europäischen Etikette, zwei große Eiswürfel langsam vor sich hinschmelzen.

Einige Zeit später mache ich mich auf die Suche nach meinen Freunden, die ich auf der Tanzfläche nicht mehr ausmachen kann. Ich vermute, dass sie an einem der vielen Stände versuchen, kurz vor Verkaufschluss die Restbestände Empanadas und ausreichend Wein für den verbleibenden Abend zu erstehen. Als ich am Tisch des alten Mannes vorbeikomme, fällt mir auf, dass die Gruppe um ihn herum enorm angewachsen ist. Wie beiläufig bleiben Menschen in der Nähe stehen, lassen sich in Gespräche verwickeln oder laden die Umstehenden auf Schlucke aus ihren Flaschen ein. Eine seltsame Spannung ist spürbar, nicht wenige blicken verstohlen in die Richtung des Alten, dessen kräftige Gestalt ohne jeden Zweifel das Zentrum der Aufmerksamkeit bildet. Die merkwürdige Szenerie wirkt auf mich, als warteten alle auf etwas, das weder angesprochen, noch eingefordert werden darf. Vollends von der Neugier gepackt, nehme ich dankbar die erste sich mir bietende Gelegenheit wahr, um meinerseits in der Nähe zu verweilen. Sie ergibt sich in Form eines jungen Mannes, der mich mit betrunkenem Zungenschlag anspricht und um einen Schluck aus der Weinflasche bittet, die ich unter den Arm geklemmt mit mir herumtrage. Die Gelegenheit nutzend mustere ich den Alten, dessen mächtigen Händen man ansieht, dass sie im Laufe seines Lebens die Werkzeuge harter Arbeit gewesen sind. Sein stattlicher Bauch entlarvt ihn hingegen ebenso als Freund des Genusses, wie seine von roten Adern durchzogene, markante Nase.

Ein kleiner Junge im schwarz-rot gestreiften Trikot des Fußballklubs San Lorenzo löst sich aus einer Gruppe von Kindern, die mit ihrem wilden Fußballspiel noch einige Momente zuvor die Umstehenden dazu brachte, ihre Gläser instinktiv ein wenig fester in den Griff zu nehmen. Mit einem Becher Coca Cola macht er es sich zunächst neben dem Alten auf der grob gezimmerten Holzbank bequem, ehe er auf dessen Schoss klettert. Der Alte streicht ihm die Haare aus dem Gesicht und beginnt in sein Ohr zu flüstern. Mit jedem Satz wird der Ausdruck kindlichen Vergnügens im Gesicht des Kleinen größer, bis er schließlich mit durchdringender Kinderstimme ausruft: „Nonno, Nonno, erzähl uns eine Geschichte vom Campo!“. Die Wirkung dieses Satzes auf die Umstehenden lässt sich in Worten kaum beschreiben. Als hätten alle auf eine Art Stichwort gewartet, löst sich die Spannung und die verstohlenen Blicke zum Alten weichen einer offen gezeigten Aufmerksamkeit. Er selbst scheint die Situation zu genießen, wengleich er sich dem Wunsch des Kleinen verweigert und ihn darauf hinweist, dass diese alten Geschichten doch keiner mehr hören könne. Erst die wiederholten Rufe „Que cuente, que cuente“ („Erzählen, erzählen“) aus der Gruppe lassen ihn einlenken und er beginnt scheinbar widerwillig zu

erzählen. Allein seine zunächst unsicher einsetzende Basstimme und seine Augen, die den melancholischen Glanz der Erinnerung ausstrahlen, verraten die Emotionen, mit der er zu seiner Geschichte ansetzt.

Vor vielen Jahren, als ich selbst noch ein junger Mann war, nicht ganz so jung wie du, aber doch so, dass du deinen Nonno nicht wiedererkennen würdest, hat es mich in eine sehr entlegene Gegend unserer schönen Provinz verschlagen. Ich hatte gerade meinen Abschluss an der Hochschule für Lehrerbildung hier in der Provinzhauptstadt gemacht und wusste nicht, wie es weitergehen sollte, da bot mir das Bildungsministerium eine Stelle im Landesinneren an. Hätte ich mir damals, wie es vernünftig gewesen wäre, die Mühe gemacht auf einer Landkarte nachzuschauen, wo die Schule lag, in die sich mich versetzen wollten, ich hätte die feinen Herren vom Ministerium wohl zum Teufel gewünscht. Doch ich war jung, abenteuerlustig und voller Drang, mich nach den Jahren der Theorie auf der Hochschule nun endlich in der Praxis ausprobieren zu dürfen. Zusätzlich war die Aussicht auf eine Anstellung hier in der Stadt nicht besonders gut und meinem Lebensstil (ich wusste schon damals zu feiern wie kein anderer) verdankte ich den Umstand, dass das Portmonee in meiner abgetragenen Hose mit beängstigender Geschwindigkeit dünner wurde. Ich unterschrieb also und fand mich kaum zwei Wochen später auf der Ladefläche eines klapprigen Pick-Ups wieder, der mich auf holprigen Wegen ins Landesinnere brachte.

Die Orte waren dort, an den Ufern des Rio Salado, des salzigen Flusses, nicht einmal mehr Dörfer. Vielmehr wurden Ansammlungen von weit im Buschland verstreuten Häusern in sogenannten *Parajes* zusammengefasst. Zusammengefasst unter Namen, die in meinen Ohren einen fremden, aber angenehmen Klang entfalteten. Denn in diesen Orten, das musst du wissen, wird nicht nur Spanisch gesprochen, wie hier in der Hauptstadt, sondern hauptsächlich Quichua, die Sprache unserer indigenen Vorfahren. Ich kam also durch Orte, die ungemein ulkige Namen trugen, weil sie nach geografischen Besonderheiten oder überlieferten Geschehnissen benannt worden waren. Da war zunächst der Ort „pozo hondo - tiefer Graben“, gefolgt vom Ort „loma negra - schwarze Erhöhung“ und „arbol solo - einsamer Baum“. Kurz vor meinem Dorf kam ich durch eine Ansammlung von Häusern, die sich tatsächlich „vaca muerta - tote Kuh“ nannte. Du lachst, das habe ich damals auch getan, aber erst viel später erkannte ich, welche unglaublichen Geschichten sich hinter diesen Namen verbargen. Doch davon vielleicht ein andermal. Der Ort, in dem meine Schule stand, also ein einfaches Haus mit einer Schlafkammer, einer kleinen Küche und einem Klassenzimmer, das durch die Anwesenheit eines Pädagogen zur einzigen Lehranstalt weit und breit wurde, hatte den schönen Namen „Páaj-Yaquitu“. Das bedeutet so viel wie „die Wasserstelle am Quebrachobaum“. Und just in diesem gottverlassenen Ort inmitten des Nichts hatte sich viele Jahre zuvor eine unglaubliche Geschichte zugetragen, deren Hauptperson auch dir schon begegnet ist. Wahrscheinlich sogar hier und heute, wenn du neben dem Spiel auch ein bisschen auf die Texte der gesungenen Lieder geachtet hast.

Gerade als der Alte nach einer kurzen Atempause zur Fortsetzung der Geschichte anhebt, kehren zwei junge Männer von einem der letzten offenen Essensstände zurück und verteilen Wein, Bier und kalte Empanadas an die Gruppe. Sichtlich irritiert durch diese Störung unterbricht er seine Erzählung. Der kleine Junge beginnt ungeduldig, an dem mächtigen, das Gesicht fast zur Hälfte bedeckenden weißen Bart zu zupfen, in dem sich graue Flecken und Empanada-Krümel abwechseln. Als langsam Ruhe einkehrt, nimmt er seine Geschichte wieder auf, die mit jedem seiner Sätze an Sicherheit und Begeisterung zurückgewinnt.

Bereits seit den frühen Morgenstunden herrschte ungewöhnlich geschäftiges Treiben im sonst an Wochenenden so verschlafenen Páaj-Yaquitu. Die Kleinbauern zogen sich an Samstagen nach der Versorgung ihrer Tiere in der Regel mit einer Kanne heißen Wassers für den Mate zurück. An jenem Tag nutzten sie jedoch die Kühle des frühen Morgens, der der Beginn eines glutheißen Sommertages zu werden versprach, um die Vorbereitungen für ein besonderes Fest zu treffen.

Zentrum der Aktivitäten bildete die kleine, weiße Kirche und der sie umgebende Platz, der aus einer freien Fläche gestampfter Erde bestand, die jeden Morgen sorgfältig gewässert wurde. Eine unverzichtbare, wenn auch an die Geschichte des Sysiphos erinnernde Tätigkeit, setzt sich doch der Staub in dieser trockenen Gegend früher oder später gnadenlos in Kleidern, Häusern und Schleimhäuten fest. Der kleine Platz, der das Herz des Ortes bildete, wurde zur einen Seite begrenzt durch eine Ansammlung einfacher Häuser und zur anderen durch die ausladenden, mächtigen Äste eines alten Algarrobo-Baumes, hinter dem das dichte Buschwerk des Monte begann. Als Monte bezeichnen sie in diesen Gegenden nicht die jämmerlichen Sträucher, die sich zwischen Stadtrand und Nationalstraße ausbreiten. Unter Monte versteht man dort endlose, trockene Buschlandschaften, bewachsen mit undurchdringlichem Gestrüpp, Bäumen und Kakteen.

Auf jenem Platz neben der Kirche wurde nun an diesem Samstag eine Bühne aus groben Holzbohlen zusammengezimmert. Direkt daneben wurde ein mit den typischen Pflanzen und zahlreichen Heiligenbildern prächtig geschmückter Altar zu Ehren des Namenspatrons der Kirchengemeinde errichtet, dessen Patrozinium den Anlass des Festes lieferte. Um die Mittagszeit ruhten die Arbeiten, denn die Siesta ist in den ländlichen Teilen der Provinz noch viel dringender notwendig als hier in der Stadt. Du musst wissen, dass 50 Grad in einem Haus mit einem soliden Dach, das die Hitze abhält und ausgestattet mit Ventilatoren oder gar einer Klimaanlage, etwas vollkommen anderes sind, als in den kleinen Hütten auf dem Land, besonders zur damaligen Zeit.

Am Abend, als die Kraft der Sonnenstrahlen nachließ und ein leichter Wind Páaj-Yaquitu umspielte, war die warme Luft dann erfüllt von verschiedenen köstlichen Gerüchen. An der Seite des Platzes, die an den offenen Busch und den Brunnen grenzte, waren bereits am späten Nachmittag Feuer entfacht worden. Über der weißen Glut, die die Männer mit langen Stöcken gleichmäßig verteilten, brien auf Metallrahmen gespannte Zicklein langsam vor sich hin. Der klebrige Rauch mischte sich mit dem aufgeregten Stimmengewirr der herausgeputzten jungen Mädchen des Dorfes und der Musik zu einem betörenden Wirrwarr aus Sinneseindrücken, wie es nur die Feste der Campesinos hervorzubringen vermögen. Verantwortlich für die Musik zeichnete eine kleine Gruppe älterer Herren, die die traditionellen Rhythmen des Nordens intonierten.

So vergingen die Stunden mit schwerem Wein, großen Portionen zart gegrillten Fleisches und einer immer ausgelasseneren Stimmung. Angefeuert von den schelmisch lächelnden Herren der kleinen Band zog es die Menschen einen nach dem anderen auf die Tanzfläche in der Mitte des Platzes. Gegen Morgengrauen hatten sich die ersten älteren Bewohner bereits von den Sitzplätzen in der ersten Reihe in ihre Häuser zurückgezogen. Und auch einige Jüngere schickten sich an, dem Gerede der Menge zum Trotz, mit ihren Eroberungen der Nacht den Heimweg anzutreten. Da unterbrach Doña Nilda, die Frau des beliebten Metzgers, die allgemeine Heiterkeit: „Sie ist nicht gekommen.“ Und als niemand reagierte, wiederholte sie, in einem einfachen Stuhl unter dem großen Algarrobo-Baum thronend, mit lauter und nachdrücklicher Stimme: „Die Telesita. Sie ist nicht gekommen.“

Der kleine Junge, der sich im Laufe der Erzählung immer mehr auf dem Schoß seines Großvaters zusammengerollt hatte, beginnt an dieser Stelle unruhig hin und her zu rutschen. Sein andächtiger Gesichtsausdruck ist einer nachdenklichen Anspannung gewichen. „Die Telesita“, setzt er an, „die Telesita ist doch nur eine Legende, das haben sie uns in der Schule beigebracht.“

Der Alte legt sein von den Jahren zerfurchtes Gesicht in noch tiefere, gespielt empörte Falten: „Das haben sie gesagt? Na wenn die in der Schule dir das so beigebracht haben und du glaubst, die seien schlauer, als dein alter Nonno, dann können wir die Geschichte hier ja beenden. Wenn es die Telesita nie gegeben hat, dann gibt es wohl auch nichts über sie zu erzählen.“

Dem Jungen ist anzusehen, wie sehr es in ihm arbeitet. Denn entweder lügt der Lehrer in der Schule oder sein Großvater. Nach einigen Augenblicken erhellt sich sein kleines Gesicht und er verkündet vorsichtig, der Lehrer wisse wohl einfach noch nicht so viel wie sein Nonno. Schließlich sei er noch sehr jung und kenne wahrscheinlich nur die Provinzhauptstadt.

Offensichtlich zufrieden mit dieser Antwort lässt sich der Alte seinen Becher mit Wein füllen, bittet um zwei große Eiswürfel, die im warmen Wein knackend zerbrechen und räuspert sich, ehe er zum Geschehen auf dem Festplatz in Páaj-Yapuitu zurückkehrt.

Kaum waren Doña Nildas Worte verklungen, breitete sich eine tiefe Unruhe unter den verbliebenen Feiernden aus. Der Satz machte die Runde. Die Telesita war nicht gekommen. Nach und nach fanden sich die noch anwesenden Ältesten des Ortes auf einigen Stühlen unter dem großen Algarrobo-Baum ein. Um sie die restlichen Bewohner und auch einige Gäste, die aus benachbarten und weiter entfernten Parajes zur Feier angereist waren. Als erster ergriff Don Ramón das Wort, ein alter Veteran der regionalen Feste, der keine Feier verpasste und dem humoristisch veranlagte Spötter nachsagten, er habe sogar eine Gewerkschaft für die *fiesteros* gegründet. Er erhob seine Stimme über das allgemeine Gemurmel und wandte sich direkt an Doña Nilda: Ob sie denn ganz sicher sei, fragte er, manches Mal habe die Telesita schon früher die Flucht ergriffen, eingeschüchtert von den zudringlichen Bitten übermütiger junger Männer um einen Tanz. Und erst vor wenigen Tagen habe er sie auf dem Fest in einem nicht weit entfernten Ort gesehen.

Doch Doña Nilda wiegelte ab. Sie habe von ihrem Platz, den sie aufgrund der fortschreitenden Gicht nicht verlassen könne, die ganze Plaza hervorragend im Blick gehabt und dabei nicht den leisesten Hinweis auf die Anwesenheit der Telesita bemerkt. Ratlosigkeit machte sich breit. Das hatte es noch nie gegeben. Seit einigen Jahren war die Telesita, von der einige behaupteten, sie heiße eigentlich Telésfora, ein zuverlässiger Gast auf allen Feiern an den Ufern des Rio Salado gewesen.

In der Runde unter dem Algarrobobaum hatte ein wildes Durcheinander eingesetzt, alle gaben ihre Erlebnisse mit der Telesita zum Besten. Eine junge Frau sei sie, fast noch ein Kind, von der niemand wisse, woher sie komme. Einige beschrieben sie als unschuldig, kindlich, andere gestalteten ihre Beschreibung negativer und sprachen von einem dümmlichen, mindestens aber naiven und gedankenlosen Mädchen. Sicher waren sich fast alle darin, dass sie etwas verrückt geworden war. Ihr Benehmen kam den Menschen der Parajes seltsam vor. Sie lebte wohl allein, irgendwo inmitten der unberührten Dichte des Monte und streunte von einem Ort zum anderen, angezogen von der Musik eines Festes oder einer familiären Zusammenkunft. Oftmals legte sie in einer einzigen Nacht enorme Distanzen zurück und tauchte auf merkwürdige Weise immer dort auf, wo sie sich einer neuen Tanzgesellschaft und deren warmem Herd nähern konnte. Obgleich sich die Menschen über sie wunderten, freuten sich die allermeisten, wenn sie ihre

vertraute Gestalt kommen sahen. Fast immer tauchte sie barfüßig auf und äußerlich verlumpt, mit einem vom dornigen Buschwerk zerrissenen, leinenen Kleid. Bemerkenswert war auch, dass sie meistens einen Tonkrug mit Wasser bei sich trug. Und ein Bündel trockenen Brennholzes, das sie geschickt auf ihrem Kopf balancierte. Das Wichtigste war aber, darin waren sich alle in der Runde einig, ihr leidenschaftlicher, der Welt vollkommen entrückter Tanz. Kaum in den Lokalisationen der verschiedenen Feiern angekommen, so erzählte Don Ramón, näherte sie sich scheu dem Standort der Musiker, sprach mit niemandem und hielt immer Abstand zum Rest der Festgesellschaft. Doch sobald sie Musik vernahm, begann sie wie verzaubert, mit geschlossenen Augen, tief in sich selbst versunken. Dieser Tanz steigerte sich mit der Zeit, wurde immer wilder und frenetischer. Kaum war der Höhepunkt des Festes überschritten, das hatten viele beobachtet, verschwand die Telesita wieder im Busch, um in der nächsten Nacht an anderer Stelle wieder aufzutauchen.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Umstehenden schien Doña Nilda nicht mit der bloßen Auffrischung der Erinnerung an das tanzende Mädchen zufrieden sein. Mit einer unwirschigen Handbewegung sorgte sie für Ruhe und befragte Don Ramón, den auch sie als zuverlässigsten Experten auf diesem Gebiet ausgemacht hatte, ob er von einer anderen Feier, einem anderen Fest wisse. Irgendetwas, das die Aufmerksamkeit der Telesita auf sich gezogen haben könnte. Nach kurzem Nachdenken schüttelte dieser den Kopf und ergriff, sehr zum Erstaunen der Umstehenden, energisch die Initiative. Dass die Telesita nicht gekommen sei, argumentierte er, verheiße nichts Gutes. Und auch wenn sie allerlei Merkwürdigkeiten an sich habe, so sei sie den Umstehenden doch ausreichend genug bekannt, um ihr in einer möglichen Notlage zur Hilfe zu eilen. Kaum waren diese Gedanken ausgesprochen und von den Anwesenden mit zustimmendem Nicken bescheinigt worden, da teilte Don Ramón die jungen Leute Páaj Yaquitus und einige freiwillige Helfer aus anderen Parajes in Suchtrupps ein und schickte sie, beritten oder zu Fuß, hinaus in den Monte, die Telesita zu finden.

Für die zurückgebliebenen Alten brachen nun bange Stunden des Wartens an, kaum einer brachte es über sich, auch nur kurz die Augen zu schließen, um Kraft für den sich ankündigenden heißen Tag zu sammeln. Um die Mittagszeit, die Sonne stand bereits gnadenlos brennend über der kleinen Ortschaft, kehrten die ersten Suchtrupps erschöpft und mit leeren Händen zurück. Und kurz vor Anbruch der Siesta, einige hatten der Erschöpfung nun doch nachgegeben, kündigte das Geräusch von Pferdehufen die Rückkehr der letzten Abordnung an. An den angespannten Gesichtern der Reiter und an ihrer aufgeregten Unterhaltung ließ sich erkennen, dass ihre Suche Erfolg gehabt hatte.

Aus der großen Gruppe ehrfürchtig lauschender Menschen, die sich inmitten des Patios del Indio Froilan um den erzählenden alten Mann geschart hatte, tritt plötzlich eine entschlossen wirkende Frau hervor und geht auf die Bank zu, auf der der Alte und sein Enkel aneinander gelehnt sitzen. „Genug, Vater, lass es gut sein. Wenn du ihm das Ende der Geschichte erzählst, tut er heute Nacht vor Angst kein Auge zu. Es ist ohnehin sehr spät geworden.“ Als habe sie mit ihren Worten einen Bann gebrochen, gerät die Gruppe um den Alten in Bewegung und auch mir wird bewusst, dass um uns herum längst Aufbruchsstimmung herrscht und die Menschen dem Ausgang entgegenstreben, wo die wenigen Taxifahrer sich auf ein glänzendes Sonntagabendgeschäft freuen. Noch möchte ich mich allerdings nicht von dem Alten lösen, viel zu sehr quält mich die Anspannung, ausgelöst von der Ungewissheit über den Ausgang der Geschichte. Auch einige der neben mir Stehenden zögern noch.

Doch die Frau, offensichtlich die Mutter des Kleinen, bleibt unbarmherzig. Obwohl dieser bettelt, schimpft und zetert, beharrt sie darauf, sich nun auf den Heimweg zu machen. Langsam erwache auch

ich aus jenem tranceartigen Zustand, in den mich die Erzählkunst des Alten und der reichlich genossene Wein versetzt haben. Ich verscheuche den Gedanken an die in Paj-Yaquitu eintreffenden Suchtrupps und konzentriere mich auf die Frage, wie ich nachhause komme. Auf meinem Handy blinken zahlreiche Anrufe und Nachrichten meiner Freunde. Sie hatten einen Taxifahrer bestellt und wollten mich mitnehmen. Die neueste Nachricht teilt mir mit, dass sie mich unter den vielen Menschen nicht finden konnten und der Fahrer nicht länger warten wollte. Der Ton der Nachricht verrät einen nur nachlässig versteckten Ärger.

Alleine und in Gedanken noch immer mit der merkwürdigen Tänzerin beschäftigt, bewege ich mich auf den Ausgang des Patios zu. Um mich haben die Aufräumarbeiten bereits begonnen. Mitarbeiter des Patios beseitigen die zahlreichen Spuren des feuchtfröhlichen Abends. Sie sammeln Plastikflaschen ein die, in der Mitte durchtrennt worden waren, um einen großen Becher zu improvisieren. Die Auslagen der Stände werden leergeräumt und mit kleinen Handbesen gereinigt. Der aufgewirbelte Staub setzt sich in meiner Nase fest und zwingt mich, vom Niesreiz geschüttelt, einen Moment innezuhalten. Im orangefarbenen Licht der Laternen tummeln sich unzählige Insekten.

Am Ausgang stelle ich fest, dass ich mein Gummel wohl mit einem deutlich verlängerten Nachhauseweg bezahlen werde. Der kleine staubige Parkplatz ist gähnend leer, nur ein großer brauner Straßenhund mit grauen Haaren um seine Schnauze macht sich in einer Ecke auf dem noch warmen Boden über ein großes Stück Grillgut her. Er muss es von einem der Tische geklaut haben. Taxis sind weit und breit keine zu sehen, auch nach den Lichtern von abfahrenden Privatautos suche ich vergebens. Zu Fuß trete ich meinen Weg ins Stadtzentrum an, vorsichtig am Straßenrand gehend, um einerseits den immer wieder aus dem Nichts auftauchenden Motorradfahrern auszuweichen und andererseits nicht ins brackige Wasser des Kanals am Rande der Straße zu stolpern. Noch immer kreisen meine Gedanken um die möglichen Enden der Geschichte der Telesita.

Als mich nach einigen Minuten ein gellender Pfiff aus meinen Grübeleien reißt und ein Taxifahrer mich mit fragendem Blick mustert, stelle ich fest, dass ich bereits zwei falsche Abzweigungen genommen habe. Dankbar klettere ich auf den Rücksitz des Fiat Uno und nenne mein Ziel. Auf seine Nachfrage, was mich denn in diese Gegend der Stadt verschlagen habe, reagiere ich bereits nicht mehr. Vertieft in den Bildschirm meines Handys bin ich auf der Suche nach Antworten und verfluche die immer wieder unterbrochene Netzabdeckung. Bei Google Books stoße ich auf das Buch eines bekannten argentinischen Philosophen und Lokalethnologen, von dem ich mir erlösende Informationen erhoffe. Doch die wissenschaftliche Prosa überfordert meinen weingebadeten Geist und ich beginne die Suche mit steigender Frustration von neuem. Auf der Seite der Provinzregierung werde ich schließlich fündig: Ein Lexikon der lokalen Legenden, in schrecklich veraltetem Design gestaltet, die letzten Einträge des Gästebuches aus dem Jahr 2009 und eine kaum leserliche Schriftart. Doch es ist vollständig. Mit zitternden Händen scrolle ich zur Legende der Telesita und dort ganz an das Ende des Textes. Was ich da lese, ruft ungläubiges Staunen und Gänsehaut hervor.

...

Zuhause angekommen lasse ich mich aufgewühlt in mein Bett fallen. Was die besorgte Mutter aus dem Patio für ihren Sohn im Grundschulalter befürchtet hatte, trifft nun auf mich zu. Ich kann nicht schlafen. Das Bild der Telesita lässt mich nicht los. Nach langer Suche wurde sie vom letzten Suchtrupp des Dorfes gefunden, wiederzuerkennen nur aufgrund des Wasserkruges und ihres charakteristischen Holzbündels. Der Baum, unter dem sie sich für die Nacht zusammengerollt hatte, schien Feuer gefangen zu haben. Ob er von einem Blitz getroffen worden war oder das Mädchen sich mit ihrem Leinenkleid zu nahe an die Funken des wärmenden Feuers gelegt hatte, war nicht mehr auszumachen. Den tieftraurigen

Dorfbewohnern blieb nur noch, ihr eine kleine Grube als letzte Ruhestätte zu bereiten und sich für immer von ihr zu verabschieden. Von einer seltsamen Betroffenheit über das grausame Ende der tanzenden Unbekannten übermannt, falle ich in einen unruhigen Schlaf.

...

Den nächsten Morgen beginne ich mit schweren Beinen, Kopfschmerzen und dem unerträglichen Geschmack der verflogenen Trunkenheit im Mund. Den Kopf nur langsam hebend teste ich, ob an Aufstehen bereits zu denken ist. Behutsam bewege ich mich zum Badezimmer und versuche mithilfe von kaltem Wasser die Lebensgeister zurück in meinen Körper zu locken. Francisco, mein Gastgeber, erwartet mich mit wissendem Grinsen und einem frisch aufgegossenen Matetee in einer schattigen Ecke der Terrasse. Der Tee und der Blick auf den friedlichen Garten lassen mich langsam zu mir kommen. Sofort übernehmen die Erinnerungen an den vergangenen Abend die Kontrolle über meine Gedanken. Ich spreche Francisco darauf an, der gleichzeitig ein guter Freund und einer der belesensten Menschen ist, die ich kenne. Am Ende meines Berichtes lächelt er und weist mich auf das Programmheft der anstehenden Tagung hin. Einer der Teilnehmer ist zufälligerweise ein Experte für die Legenden des argentinischen Nordens und ihre Wirkungsgeschichte. Erstaunt blättere ich die Seiten des Programmheftes durch. Er hat Recht. Ein Vortrag, für den ich mich bis vor wenigen Stunden ganz sicher nicht interessiert hätte, kündigt in seinem Titel die Beschäftigung mit eben jener Persönlichkeit an, die meine Gedanken nun unablässig gefangen nimmt.

Auf dem Weg aus dem kleinen Vorort in die Stadt, den wir in einem klapprigen grauen Renault zurücklegen, ordne ich im Kopf die Fragen, die ich dem Referenten möglichst bald stellen möchte. Im Hauptgebäude der Universität angekommen, begeben wir uns in den sonnenbeschiedenen Innenhof, der von herrlich rosa blühenden Lapacho-Bäumen umrahmt wird. Zielstrebig gehen wir auf eine kleine Gruppe zu, die an einem roten Plastiktisch mit der weißen Aufschrift Coca Cola bei Café und Croissants zusammensitzt. Nach einer kleinen Vorstellungsrunde - fast alle sind hier, um über ihr jeweiliges Fachgebiet vorzutragen - lenkt Francisco meine Aufmerksamkeit auf einen jungen Wissenschaftler, der mir schräg gegenüber sitzt. Mit einem Augenzwinkern erzählt er ihm von meinem Erlebnis im Patio Froilan. Mein Gegenüber scheint amüsiert und erfreut über das Interesse an der Geschichte der Telesita. Ganz offensichtlich ist er jener Referent, auf dessen Vortrag mich Francisco am Morgen hingewiesen hatte. Sein Name ist Mariano und sein Spezialgebiet sind die Auswirkungen von Volksheiligen und den Riten, mit denen sie verehrt werden, auf den Zusammenhalt von Gemeinschaften.

Als alle zum Eröffnungsvortrag des Provinzgouverneurs aufbrechen winkt Mariano gelangweilt ab und fragt mich, ob ich nicht Lust habe, bei einem zweiten Café über die Telesita zu sprechen. Auf diese Worte habe ich gewartet. Schnell bestelle ich an der kleinen Theke unsere Getränke und bitte ihn nach kurzem Smalltalk, mir mehr über die faszinierende Tänzerin zu erzählen. Ohne zu zögern beginnt er, mich in sein Wissen einzuweihen:

Ein bekannter Autor hat das Wesen der Telesita in den 40er Jahren einmal auf sehr poetische Weise zusammengefasst: „Sie ist die Seele der Musik. Man darf nicht darüber lachen. So wie manche dafür geboren werden heilig zu sein und andere dafür, weise zu werden, und andere für gar nichts, so tanzt die Telesita in ihrer Unschuld.“

Klar ist, dass erst mit ihrem Tod ihre eigentliche Legende beginnt. Die Bewohner der Gegend versuchten sie in ihrem Gedächtnis am Leben zu erhalten. Sie taten dies, ihrem Lebensstil gerecht werdend, indem sie bei nächtlichen Zusammenkünften frenetisch tanzten. Binnen kurzer Zeit wurde aus der Telesita eine Art Volksheilige, an die sich die Bewohner des Landesinneren mit ihren Bitten und Nöten wandten.

In dieser Verwandlung liegt eine sehr tief in den Besonderheiten des Landlebens verwurzelte Logik. Ihr tragisches Ende vereint sie mit dem Monte, aus dem sie kam, in dem sie lebte und in den sie zurückkehrte, verbrennend mit jenen Bäumen, unter denen sie Schutz gesucht hatte. Dieser Monte, diese Natur ist es, deren unergründlichen Geheimnissen die Menschen mit einer tiefen Ehrfurcht gegenüberstehen, dessen Macht über ihr Leben, ihre Ernte und das Wohl ihrer Tiere sie ängstigt. Wer, wenn nicht die Telesita, sollte zum Mittler werden, zwischen übernatürlichen Kräften, Natur und Menschen? Wer, wenn nicht sie, die im Zustand der Unschuld und Reinheit aus dem Leben gegangen war?

So wurde aus ihr so etwas wie eine „Dutz-Gottheit“ jener Landbevölkerung, deren Alltag sie kannte, an deren Seite sie gelebt hatte, deren Ländereien, deren Schmerz, deren Glück und Unglück ihr vertraut waren.

Rund um die Person der Telesita entwickelten sich bestimmte Feste und Rituale. Aus und mit ihrer Legende entstanden Bräuche, die geprägt sind von einer Mischung aus dem kulturellen Erbe unserer indigenen Völker und einer Religiosität, wie sie die christlichen Prediger des 16. Jahrhunderts den Menschen aufzwingen. Im Zentrum dieser Feste steht die Begegnung von Menschen miteinander. Die Begegnung von Nachbarn, Familienmitgliedern, von Mann und Frau im Tanz, von Musikern und Geschichtenerzählern am brennenden Feuer. Und nicht zuletzt die Begegnung von den Menschen mit der Natur. Die Teilnehmenden bitten die Heilige für ein verlorengegangenes Tier, für einen kranken Verwandten oder um den Schutz vor Unglück aller Art. Wenn die Bitte erhört und erfüllt wird, wird im Gegenzug ein Versprechen wahr gemacht, indem der Telesita ein Tanz angeboten wird. Der Bittsteller bezahlt die Kerzen, den Met oder den Wein. Die Menschen versammeln sich im Haus des Bittstellers, der sieben Chacareras, also den traditionellen Tanz unserer Region, tanzen muss und zwischen den einzelnen Stücken sieben Gläser Met, Wein oder ein anderes alkoholisches Getränk zu sich nimmt. Das Ritual wird mit dem Tanz aller Anwesenden fortgesetzt. Es folgt ein Trankopfer von Met und die Feier setzt sich so lange fort, bis die Kerzen herunterbrennen und der Tag anbricht. Dann wird eine Lumpenpuppe verbrannt, die stellvertretend für die Telesita steht und die auf dem Vordach des Hauses des Bittstellers liegen muss.

Die Telesidas tragen dabei charakteristische Merkmale uralter gemeinschaftlicher Begegnungen. Die Forschung zeigt uns, dass diese Begegnungen traditionell dazu dienen, Beziehungen zwischen den teilnehmenden Menschen zu stiften. Und es gibt gute Gründe anzunehmen, dass sie dies auch heute noch tun.

Nicht nur auf dem Land ist die Telesita den Menschen auch gegenwärtig noch ein Begriff, fasziniert und verbindet sie gleichermaßen. In folkloristischen Liedern, in alltäglichen Redewendungen und in der Kunst taucht sie sehr häufig auf. Sie ist, in gewisser Weise, Teil unserer identitätsstiftenden Erzählung geworden. Sie und die anderen Figuren der regionalen Mythen verbinden die Menschen der Provinzhauptstadt mit den Menschen des Landesinneren, sie verbinden alt und jung, die mit diesen Geschichten aufgewachsen sind und sie weitergeben. Sie verbinden uns als Bewohner dieser Provinz, wenn wir sie in unseren Liedern in anderen Teilen des Landes besingen. In diesem Sinne verkörpert die Telesita für die Bewohner Santiago del Estero einen Teil dessen, was die Figur des Gaucho für Argentinien als Ganzes darstellt.

Hier beendet Mariano seine kleine Erzählung und blickt mich entschuldigend an. Für seinen Vortrag, in dem er einige der angesprochenen Phänomene vertiefend erörtern will, brauche er noch einige Minuten der ruhigen Vorbereitung. Ich bedanke mich und kündige an, ihn am Abend, ganz im Sinne

meines eigenen Forschungsgebietes, und als Dank für die Flut an Informationen, auf eine Runde Bier einladen zu wollen. Er stopft seine Unterlagen in seine abgewetzte Ledertasche und geht mit einem freundschaftlichen Augenzwinkern in Richtung eines der Hörsäle.

Alleine bleibe ich im mittlerweile fast menschenleeren Innenhof der Universidad Nacional de Santiago del Estero zurück. Ein tiefes Staunen ergreift mich, als ich alle Erfahrungen der letzten Stunden auf mich wirken lasse. Ein Staunen, das ich zuletzt auf einer Reise durch den Norden Spaniens und der damit verbundenen Lektüre Cees Nootebooms erlebt habe. Ich staune über die Macht der Fantasie. Denn wie die Figur des Don Quijote ihren Schöpfer mit den Jahren in den Hintergrund drängte und im hier und jetzt auf eine besondere Art wirklicher wurde als er selbst, der tatsächlich gelebt hatte, so macht auch die Telesita die Frage nach ihrem Ursprung unwichtig. Der Wahrheitsgehalt ihrer Geschichte bleibt unklar und doch ist ihre Präsenz in der Provinz Santiago del Estero ungebrochen und real. Sie taucht auf Festen auf und begegnet den Menschen. In Liedern, Tänzen, in den Werken lokaler Künstler und in rituellen Zusammenkünften. Nicht zuletzt ist sie in der verstohlenen Kopfbewegung all jener lebendig, die bei Festen am Rande des Monte den Blick über das trockene Buschwerk streifen lassen. Eine Kopfbewegung, die auch ich mir bald nicht mehr verkneifen kann. Um zu sehen, ob ihre Gestalt irgendwo auszumachen ist. Im leinenen Kleid, eine Krone aus trockenem Brennholz auf dem Kopf und einen Wasserkrug in der Hand tragend.

Bereit zum Tanz.

DAS LETZTE WORT

Telesfora

von Dardo del Valle Gomez

Viene del Fondo
Del Tiempo.
Galopando
La Distancia...

A Lomo
De Chacareras
Telésfora
Dicen que Anda

Revoloteando
Su pollera
Contesta
Cada Mudanza

Tiene su Rostro
Moreno
Y Una Esperanza
Callada

Tucu Tucus
En los Ojos
Que mueren
Cada mañana

Dicen que baila
Y que baila
Dicen que baila
Descalza

Que su cuerpo
Es un tizón
Paloma, Fuego,
Que es Danza

Dicen que viene
Del tiempo
En las Ancas
De su raza

IMPRESSUM

Tinkunakuy – vivir el encuentro

Rundbrief des Freundeskreises Tinkunakuy

Stiftung Katholische Freie Schule der Diözese Rottenburg Stuttgart

Verantwortlich für die Redaktion: Hannah Frick

Kontakt: hannahfrick@gmx.de